

Mut und Zumutung

Die Weiße Rose in Geschichte und Gegenwart

Kiran Klaus Patel¹

Sehr geehrter Herr Präsident Huber,
sehr geehrte Angehörige der Familien der Weißen Rose,
sehr geehrte Frau Kronawitter,
liebe Studierende,
und Sie alle, die Sie sich heute hier versammelt haben!

Es ist mir eine ausgesprochene Ehre, heute die Weiße Rose Gedächtnisvorlesung halten zu dürfen. Die Kraft ihrer Analyse, die Entschiedenheit ihres Handelns, aber auch die Wucht ihrer Sprache beeindruckten mich an der Weißen Rose seit langem. Wer sich heute an der LMU bewegt, muss sich zu ihrem Denken und ihrem Tun, ihrem Mut und ihrer Opferbereitschaft verhalten.

Beginnen wir mit dem Naheliegendsten. Beginnen wir mit einem der Flugblätter, die die Weiße Rose zwischen Sommer 1942 und Februar 1943 verfasste, vervielfältigte und unter die Menschen brachte. Beginnen wir mit dem sechsten, dem letzten verbreiteten Flugblatt vom Februar 1943, überschrieben mit „Kommilitoninnen! Kommilitonen!“, das sich explizit an die Studierenden unserer Universität richtete. Darin heißt es:

In einem Staat rücksichtsloser Knebelung jeder freien Meinungsäußerung sind wir aufgewachsen. HJ, SA und SS haben uns in den fruchtbarsten Bildungsjahren unseres Lebens zu uniformieren, zu revolutionieren, zu narkotisieren versucht. „Weltanschauliche Schulung“ hieß die verächtliche Methode, das aufkeimende Selbstdenken und Selbstwerten in einem Nebel leerer Phrasen zu ersticken. Eine Führerauslese, wie sie teuflischer und zugleich bornierter nicht gedacht werden kann, zieht ihre künftigen Parteibonzen auf Ordensburgern zu gottlosen, schamlosen und gewissenlosen Ausbeutern und Mordbuben heran, zur blinden, stupiden Führergefollgschaft.

Der Musikwissenschaftler Kurt Huber hatte dieses Flugblatt, bei dessen Verbreitung Sophie und Hans Scholl wenige Meter von hier verhaftet wurden, maßgeblich verfasst. Huber war damals knapp 50 und somit deutlich älter als die allermeisten Angehörigen der Weißen Rose. Trotz seiner Autorenschaft spiegelte dieses sechste Flugblatt primär Lebenswelt und Erfahrungsraum der vielen Studierenden der Gruppe wider. Etwa von Hans Scholl, geboren 1918, seiner drei Jahre jüngeren Schwester Sophie, dem 1917 geborenen Alexander Schmorell, dem um wenige Monate jüngeren Willi Graf und dem 1919 geborenen Christoph Probst. 1943 ermordete das NS-Regime alle fünf, wie auch den erwähnten Kurt Huber.

Die Kraft ihrer Entscheidung, sich dem Nationalsozialismus nicht nur intellektuell zu entziehen, sondern aktiven Widerstand zu leisten, das eigene Leben zu riskieren und zu

¹ Please do not quote or circulate without the author's permission

opfern, tritt im Licht dieser Quelle ganz besonders deutlich vor Augen. Heute soll es deswegen zunächst um die generationelle Erfahrung der Männer und Frauen der Weißen Rose und das Besondere ihres Widerstands gehen, um anschließend über die anhaltende Notwendigkeit der historischen Beschäftigung mit der Gruppe und ihrem Vermächtnis nachzudenken. Bei all dem werde ich immer wieder auf die Rolle und Aufgabe von Universitäten zu sprechen kommen: Die Universität war der Kristallisationspunkt der Weißen Rose; aus ihr heraus – und gegen die damalige Universität – formte sich die Gruppe, und zugleich stellt sich die Frage, was ihr Vermächtnis heute für uns an dieser Universität und darüber hinaus heißt.

Damit zunächst zu Schulung und Selbstmobilisierung, zu Anpassung und Widerstand im „Dritten Reich“. Besonders dieses sechste Flugblatt, ich möchte es noch einmal betonen, erlaubt tiefe Einblicke in eine spezifische generationelle Erfahrung und die Frage nach Handlungsspielräumen und -mustern der damaligen Zeit. Denn jene jungen Frauen und Männer, die in den letzten Jahren des Ersten Weltkriegs oder kurz danach geboren worden waren, waren dem ideologischen Anspruch, der Gewalt, aber auch den Versprechen und Verführungen des Regimes in so prägender Weise ausgesetzt wie keine zweite Generation. Zum Zeitpunkt der Machtübertragung an Hitler 1933 waren sie Kinder und Teenager. Die erste Demokratie auf deutschem Boden, die Weimarer Republik, hatten sie politisch nicht, bzw. kaum bewusst erlebt. Wenn die um 1918 Geborenen zehn Jahre nach dem Untergang der Weimarer Republik, zum Zeitpunkt des Flugblatts, studierten, waren sie in einer Gesellschaft aufgewachsen, die von den perversen Vorstellungen einer nationalsozialistischen Moral durchsetzt war.

Wie aber lebte es sich in diesem nationalsozialistischen Deutschland? Das Regime terrorisierte manche Menschen aus rassistischen und anderen Gründen. Die Mehrheit der Deutschen sollte sich jedoch in die „Volksgemeinschaft“ einfügen und wurde in diesem Sinne vom Regime erfasst. Auf diesem Teil der Bevölkerung soll heute der Fokus liegen. Die Mobilisierung betraf den Alltag. Auch etablierte Einrichtungen, wie Schulen und Universitäten, atmeten zunehmend den Ungeist des Nationalsozialismus. Und, wichtiger noch: Die Alterskohorte der um 1918 Geborenen hatte ein immer lückenloseres System von Massenorganisationen durchlaufen, das versuchte, sie im Sinne des Regimes zu formen. Die Hitler-Jugend verpflichtete seit 1939 alle Jugendlichen zwischen zehn und 18 Jahren, in die jeweils für sie vorgesehene Unterorganisation einzutreten; bereits zuvor war der Druck dazu immer größer geworden. Junge Männer mussten, wenn sie 18 Jahre wurden, in den Reichsarbeitsdienst als einer anderen NS-Organisation, die sich ganz der „Volksgemeinschaft“-Ideologie verschrieben hatte; danach folgte der Wehrdienst. Für viele Frauen schloss sich nach Schule und Ausbildung ab 1941 ein halbes Jahr Reichsarbeitsdienst sowie ein weiteres halbes Jahr Kriegshilfsdienst an. Hinzu traten, wie im Flugblatt erwähnt, weitere Organisationen. Der Nationalsozialismus prägte die Lebenswelt dieser Generation deswegen so sehr wie keiner vor oder nach ihr.

Vieles im „Dritten Reich“ war improvisiert. Die vom Regime erhobenen Ansprüche brachen sich häufig an seinen Unzulänglichkeiten. Die Erfassung war keineswegs vollständig. Insofern darf man sich vom Schein der Propaganda nicht blenden lassen. Und dennoch: Das Projekt, gerade die Jugend im Sinne des Nationalsozialismus zu formen, hatte totale Züge. Hitler selbst brachte dies in seiner Reichenberger Rede vom Dezember 1938 auf den Punkt, wenn er sagte:

Diese Jugend, die lernt ja nichts anderes als deutsch denken, deutsch handeln. Und wenn nun dieser Knabe und dieses Mädchen mit ihren zehn Jahren in unsere Organisationen hineinkommen und dort nun so oft zum erstenmal überhaupt eine frische Luft bekommen und fühlen, dann kommen sie vier Jahre später vom Jungvolk in die Hitlerjugend, und dort behalten wir sie wieder vier Jahre

Weitere Organisationen schlossen sich an, so der Diktator, und er unterstrich: „und sie werden nicht mehr frei, ihr ganzes Leben“. Diese menschenverachtenden Worte waren damals kein Geheimwissen. Der *Völkische Beobachter*, das Parteiorgan der NSDAP, publizierte Hitlers Worte. Der Diktator ging laut dem überlieferten Tondokument sogar noch einen Schritt weiter, und den folgenden Satz druckte nicht einmal die NS-Zeitung ab – zu sehr brachte er wohl die Perversion dieses Erziehungsanspruchs auf den Punkt. Denn der Diktator bemerkte abschließend in Bezug auf die Jugend: „Und sie sind glücklich dabei“.

Hitlers Saat ging häufig auf. Das sechste Flugblatt verweist zum Beispiel auf die Ordensburgen. Sie richteten sich an Männer, die eine halbe Generation älter waren als das Gros der Weißen Rose. Die Ordensburgen sollten die künftige Parteilite heranziehen; eine davon befand sich nicht allzu weit von hier entfernt in Sonthofen im Allgäu. Nehmen wir Alfred Ebner. Ebner wurde 1913 geboren, besuchte die Volksschule und machte eine Lehre. Anschließend wurde er arbeitslos – es war die Zeit der Weltwirtschaftskrise. 1931 trat er in NSDAP und SS ein. Seit 1933 fand er als einfacher Arbeiter Beschäftigung. 1937 bot ihm das Regime eine atemberaubende Karriereperspektive: Er kam als Führeranwärter auf eine Ordensburg. Hier herrschte strenge Disziplin, die Männer sollten zu idealen Nationalsozialisten geformt werden. Zugleich vermittelte man ihnen, etwas Besonderes zu sein. Sie aßen mit Silberbesteck und wurden bedient. Fecht- und Reitunterricht standen auf dem Programm; eine SS-Ehrenwache unterstrich das Versprechen, zur künftigen Elite des Reiches zu gehören. Im Krieg wurde Ebner stellvertretender Gebietskommissar in Weißrussland; er machte sich nach allem, was wir wissen können, schlimmster Verbrechen schuldig. Dennoch blieb er nach 1945 straflos.

Auch für viele andere war der Nationalsozialismus attraktiv, gerade für die Generation der Weißen Rose. Nehmen wir drei Beispiele, alle drei wie Hans Scholl 1918 geboren. Wilhelm Plessner wuchs in einem Dorf auf. Im Rückblick schrieb er über seine Jugend:

Die Buben wie die Mädchen wurden von früh bis spät beschäftigt in der Landwirtschaft. ... Und nun kommt das Dritte Reich. Und nun erleben wir Zeltlager, wir erleben den Staatsjugendtag, am Samstag keine Schule, nur Sport. ... Die Jugend hatte plötzlich einen Sinn.

Entsprechend begeistert diente Plessner in HJ und später als Offizier in der Wehrmacht. Melita Maschmann machte im Bund Deutscher Mädel und im Reichsarbeitsdienst für die weibliche Jugend Karriere und übernahm Führungsaufgaben im besetzten Osteuropa. Maschmann verinnerlichte die rassistisch-aggressiven Herrenmenschen-Allüren; sie verweist darauf, dass das Regime auch für Frauen attraktive Chancen bereithielt. Schließlich Karl Babor: Noch vor dem „Anschluss“ trat der Österreicher 1935 der SS und der NSDAP bei, arbeitete später als promovierter Mediziner in verschiedenen KZ und wurde vom Regime für seine verbrecherischen Menschenversuche mit dem Kriegsverdienstkreuz ausgezeichnet. Im November 1944,

mit 26 Jahren, wurde der Herr Doktor zum SS-Hauptsturmführer befördert, was im Militär dem Rang eines Hauptmanns entsprach – eine eindrucksvolle; eine zutiefst schreckenerregende Karriere.

Der Nationalsozialismus basierte somit auf einem ebenso totalen wie antiliberalen Gesellschaftsentwurf. Er stand für Zwang und Ausgrenzung, für Unterdrückung und Terror. Und, ja, er setzte auf Indoktrination und Verführung. Er bot aber auch Anreize und eröffnete Möglichkeiten. Wie wichtig das Mitmachen und die Teilhabe am Projekt „Nationalsozialismus“ war, hat die Forschung der letzten 25 Jahre klar herausgearbeitet – wir sehen die NS-Zeit heute ganz anders als noch vor wenigen Dekaden. Dementsprechend waren die Menschen nicht einfach passiv. Selbst der Unterdrückungsapparat des Regimes war auf die Selbstmobilisierung jenes Teils der Bevölkerung angewiesen, den das Regime als Teil der „Volksgemeinschaft“ definierte. Und viele, gerade an den Universitäten, machten bereitwillig mit – das sollte gerade uns Mahnung sein.

Sicherlich, diese Mobilisierung gelang dem Regime keineswegs durchgängig. Die tiefgreifende Erfassung durch die NSDAP und ihre Organisationen stieß zu Beginn des Regimes auf den Widerstand vieler Studierender. Angesichts der Vielzahl an Verpflichtungen durch Fahnenappelle, Wehrsportlager oder politische Schulungen war im Sommersemester 1934 vielerorts ein normaler Lehrbetrieb kaum mehr möglich. Besonders an unserer Universität führte das im Juni 1934 zu massiven Protesten, etwa mit Plakaten, die die „Knebelung der studentischen Freiheit“ anklagten. Das Regime jedoch reagierte nicht mit Gewalt, sondern ruderte zurück – nicht zuletzt, da die Studierenden relativ geschlossen handelten. Wichtig an diesen Unmutsbekundungen ist zugleich: Sie wandten sich nicht gegen das Regime an sich, sondern gegen Willkür und Übergriffe niedriger und mittlerer Parteifunktionäre. Letztlich ging Hitlers Herrschaft gestärkt aus den Ereignissen hervor: Viele meinten, der Diktator gehe nun wirkungsvoll gegen „Missstände“ in den eigenen Reihen vor.

Gerade an den Universitäten waren es weniger Ideologisierung von oben und Zwang, die fortan dominierten. Viele Studierende und Lehrende waren stattdessen vor und vor allem nach 1933 bereit, sich selbst zu politisieren und in das nationalsozialistische Projekt einzuschreiben. Das hatte nicht zuletzt mit den Perspektiven zu tun, die das Regime eröffnete. Der Nationalsozialismus war keineswegs so antiintellektuell und universitätsfeindlich, wie man lange dachte. Auch im Hochschulbereich stand er nicht nur für Unterdrückung, Ausschluss und Gleichschaltung – auch wenn seine Geschichte lange so erzählt wurde. Denn gleichzeitig eröffnete das Regime an den Universitäten für viele Menschen neue Chancen – natürlich nur aus dem Kreis jener, die seinen Vorstellungen entsprachen. Um nur einige Beispiele zu geben: Aus politischen und rassistischen Gründen schlossen die Nationalsozialisten rund fünf Prozent der 1933 immatrikulierten Studierenden aus den Universitäten aus. Beim Lehrkörper waren es ganze 20 Prozent. Zugleich stockte das Regime das Budget für die Wissenschaft seit 1933 und vor allem seit 1937 deutlich auf. All dies eröffnete denen, die im Universitätssystem blieben, attraktive Chancen. Sozialer Aufstieg, rassistisches Überlegenheitsdenken, ökonomische Anreize, Wir-Gefühl, Konformitätsdruck: So unterschiedlich die Motive waren, so häufig entschieden sich Deutsche für den Nationalsozialismus. Sicherlich, viele beklagten Einzelaspekte des Regimes. Deswegen entzogen sich manche, während andere den umgekehrten Weg gingen: Sie arbeiteten, um den britischen Historiker Ian Kershaw zu zitieren, dem „Führer entgegen“. Das heißt, sie versuchten, eine noch radikalere, in ihren Augen eine „bessere“ Version des

Nationalsozialismus zu schaffen. Ohne diese Selbstmobilisierung von tragenden Teilen der deutschen Gesellschaft, und gerade ihrer (künftigen) Eliten, hätte das „Dritte Reich“ niemals seine volle zerstörerische Kraft entfalten können. „Und sie sind glücklich dabei“ – so absurd, so pathologisch es klingen mag: Hitlers Worte trafen für viele Deutsche phasenweise durchaus zu.

Es sei hier nicht verschwiegen, dass auch Teile der Weißen Rose in jungen Jahren der Anziehungskraft des Nationalsozialismus erlegen waren. Genau dies macht das sechste Flugblatt zum Dokument einer Generation. So wissen wir seit langem, dass sich etwa die Geschwister Scholl zunächst für den Nationalsozialismus begeisterten – Hans trat 1933 gegen den Widerstand seiner Eltern in die HJ ein und legte zunächst eine Bilderbuchkarriere hin. Unter anderem war er 1935 einer von drei Fahnenträgern aus seiner Heimatstadt Ulm beim Reichsparteitag in Nürnberg. Sophie ging zunächst einen ähnlichen Weg. Wie ihr Bruder stieg sie in der HJ auf. Wie Hans stand sie bald weit über 100 Jugendlichen vor; war „Führerin“. Insofern wussten beide genau, wogegen sie sich wandten. Diejenigen, die sich zur Weißen Rose zusammenschlossen, verband, dass sie sich sehr früh, wie etwa Willi Graf, gegen den NS entschieden hatten oder diesen Schritt nach einem Lernprozess gingen, wie die Geschwister Scholl. Jeweils sahen sie in Zwang und den Versprechen des Regimes eine unzumutbare Fremdbestimmung; eine Einschränkung ihrer Freiheit und einen Verstoß gegen ihre Wertvorstellungen. Christoph Probst stöhnte schon als Schüler darüber, wie sehr ihn der HJ-Dienst binde. Als der Wehrdienst auf zwei volle Jahre verlängert wurde, hielt er fest: „Das übersteigt wirklich jedes vernünftige Maß, ich weiß nicht, wie das werden soll.“

Das Besondere ihrer Tat lag gerade darin, dass diejenigen, die sich zur Weißen Rose zusammenschlossen, im „Dritten Reich“ leicht hätten mitschwimmen oder Karriere machen können. Sie gehörten nicht zu jenen Gruppen, die das Regime von vornherein als Feinde definierte. Weder ihr politischer noch ihr religiöser Hintergrund lassen den Weg in den Widerstand zwingend erscheinen, ja, noch nicht einmal unbedingt naheliegend. Dasselbe gilt für das, was ihnen familiär und sozial mitgegeben war. Es ist also gerade das Unwahrscheinliche ihrer Entscheidung, das die Weiße Rose so besonders macht.

Dies verweist auf ein Paradoxon: Die Weiße Rose ist gerade deswegen so tief in unserer Erinnerungslandschaft eingelassen, weil sie eine kleine, einsame Insel bildet. Dagegen schaute das Gros der Lehrenden, der Studierenden und der Universitätsverwaltung weg oder machte mit. Auch 1943, als die Weiße Rose aufflog. Am 22. Februar, vier Tage nach der Verhaftung der Geschwister Scholl und wenige Stunden, nachdem sie und Christoph Probst hingerichtet worden waren, gab es hier im Haus eine Kundgebung. Daran nahm die Mehrheit der Studentenschaft teil. Diese habe, so Rektor Walther Wüst, „ihre Verachtung gegen die Machenschaften jener vier Hochverräter [als vierte Person meinte er Alexander Schmorell],“ sowie „ihre unerschütterliche Treue und Hingabebereitschaft für Führer und Volk zum Ausdruck“ gebracht. Andere Quellen zeichnen ein ähnliches Bild von der Veranstaltung und der Haltung der hier versammelten Studierenden. All dies macht den Mut der Weißen Rose umso bemerkenswerter.

Es sei betont, dass ich heute nur einige aus dem Kreis der Weißen Rose namentlich nennen kann – eigentlich hätten alle es verdient, hier vorgestellt zu werden, denn jedes dieser Leben besticht durch den Mut, sich dem Nationalsozialismus nicht nur zu entziehen, sondern sich für den Widerstand zu entscheiden. Und Widerstand leisteten

auch diejenigen, die Geld für das Papier der Flugblätter auftrieben oder die Texte vervielfältigten. Wer wie Willi Graf und Traute Lafrenz die Texte quer durch Deutschland transportierte, riskierte sein Leben ebenso wie diejenigen, die wie Hans Scholl, Alexander Schmorell und Kurt Huber die Texte der Flugblätter verfassten.

Wie aber gehen wir heute mit dem Erbe der Weißen Rose um? Jede Zeit muss die Vergangenheit neu befragen, auch um Antworten für Gegenwart und Zukunft zu finden. So ist es einmal mehr notwendig, die Geschichte der Weißen Rose neu zu denken. Vieles, was lange gesichert erschien, befindet sich heute im Umbruch. Lassen Sie mich lediglich zwei Komplexe herausgreifen. Zum einen hat sich die Zusammensetzung unserer Gesellschaft massiv verändert. Wir befinden uns heute, 80 Jahre und einen Tag nach der Befreiung von Auschwitz, an einem besonderen Moment in der Geschichte. Heute sind unter uns noch Menschen, die die Zeit von Nationalsozialismus und Weltkrieg, Holocaust und Widerstand bewusst erlebt haben. Allerdings ist der Übergang in die Phase nach der Zeitzeugenschaft weit vorangeschritten. Mit Traute Lafrenz ist vor knapp einem Jahr die wohl letzte Angehörige der Weißen Rose verstorben. Zugleich gehören viele von uns in diesem Raum der zweiten, der dritten, der vierten und vielleicht bereits der fünften Generation nach 1945 an. Wer heute so jung ist wie das Gros der Gruppe damals, gehört der letzten Generation an, die das Gespräch mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen suchen kann.

Zum generationellen Wandel tritt jener durch Migration. Laut statistischem Bundesamt hatte 2023 ein Viertel aller Volljährigen in Deutschland eine Einwanderungsgeschichte. Ich nehme meine eigenen Kinder als Beispiel: Unter ihren Vorfahren finden sich für die frühen 1940er Jahre eine Medizinstudentin an dieser Universität und eine junge Mutter in Uganda. Ein Wehrmachtsoffizier mit Kolonialvergangenheit und ein weiterer Kolonialbeamter, der jedoch in britischen Diensten stand. Ein NSDAP-Mitglied und ein alter Mann, der schon im Ersten Weltkrieg freiwillig von Indien aus gegen die Deutschen ins Feld ziehen wollte. Und viele weitere, die zwischen solchen Extremen standen. Vorfahren, auf drei Kontinente verteilt.

Generationelle Umbrüche und Migration erklären so, warum für viele Menschen in Deutschland der familienbiographische Bezug zur NS-Zeit verblasst oder von vornherein keine Rolle spielt. Manche Menschen meinen deswegen, sie hätten mit der NS-Zeit nichts zu tun.

Zu solchen gesellschaftlichen Umbrüchen tritt als zweiter Faktor der Aufstieg alt-neuer Herausforderungen von Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und internationaler Kooperation – in unserem Land und in vielen anderen Teilen der Welt. Einmal mehr ist Freiheit fragil geworden. Illiberale, nationalistische und rechte Ideen befinden sich auf dem Vormarsch. Diese fordern die normative Basis und das Zusammenleben unseres Gemeinwesens heraus, aber auch den über Jahrzehnte mühsam erkämpften, kritischen Umgang mit dem Nationalsozialismus. Viele fragen sich heute zu Recht: Haben wir denn gar nichts aus der Geschichte gelernt?!

Was also tun? Ich meine, dass die Weiße Rose weiterhin zu uns spricht und helfen kann, die richtigen Fragen zu stellen und mögliche Antworten zu formulieren. Die Texte der Gruppe reflektieren den historischen Moment ihrer Entstehung, als die Vernichtungspolitik des Nationalsozialismus ihren verbrecherischen Höhepunkt

erreichte. Als zugleich die Wende im Zweiten Weltkrieg unübersehbar wurde und sich nach Stalingrad der Sieg der Alliierten abzeichnete. Die Flugblätter der Gruppe adressieren so ihre eigene Zeit. Sie formulieren aber zugleich universale Fragen und sind universalistisch gedachten Normen verpflichtet. Die Weiße Rose sprach sich für Freiheit, Rechtsstaatlichkeit und ein geeintes Europa aus. Wichtiger als alle konkreten Zielvorstellungen erscheint mir jedoch etwas Anderes: Die Flugblätter waren ein einziger großer Aufruf zur Prüfung der eigenen Maßstäbe des Denkens und Handelns. Wozu sie unter den Bedingungen der Diktatur aufforderten, muss uns in unserer gefährdeten Demokratie Mahnung und Weckruf sein. Insofern ist die Weiße Rose erschreckend aktuell. Das dritte Flugblatt etwa formuliert in Form eines Dialogs:

Unser heutiger „Staat“ aber ist die Diktatur des Bösen. „Das wissen wir schon lange“, höre ich Dich einwenden, „und wir haben es nicht nötig, dass uns dies hier noch einmal vorgehalten wird.“ Aber, frage ich Dich, wenn Ihr das wisst, warum regt Ihr Euch nicht, warum duldet Ihr, dass diese Gewalthaber Schritt für Schritt offen und im verborgenen eine Domäne Eures Rechts nach der anderen rauben.

Die Flugblätter skizzierten somit einen normativen Horizont, von dem ausgehend sie den Nationalsozialismus einer Fundamentalkritik unterziehen. Bildung und Wissen dienen dabei als Immunisierungs- und Abwehrstrategie gegen die Diktatur. In erster Linie sind die Flugblätter jedoch ein Aufruf zur kritischen Selbstreflexion und der Überwindung der eigenen Apathie. Entsprechend heißt es im fünften Flugblatt: „Zerreißt den Mantel der Gleichgültigkeit, den Ihr um Euer Herz gelegt!“ Genau hierin liegt ihr Mut begründet: In der wertgeleiteten, selbständigen Analyse. In der Bereitschaft, Verantwortung für die Freiheit zu übernehmen. Und darin, gegen das unmenschliche Regime bis zur letzten Konsequenz zu kämpfen. Darum, so meine ich, müssen wir uns weiterhin der Weißen Rose verpflichtet fühlen.

Das beginnt erstens bei der Geschichte der Weißen Rose selbst. Erinnerung ist immer brüchig und umstritten. Und schon immer wird Geschichte als Argument eingesetzt, ja, als Waffe instrumentalisiert und missbraucht. Die Aufgabe von Universität besteht in diesem Zusammenhang darin, gesichertes Wissen anhand objektiver Maßstäbe zu erzeugen und in den gesellschaftlichen Dialog einzubringen. Das ist eine kontinuierliche Herausforderung – für die Geschichtswissenschaft, aber auch für andere Disziplinen. Anlässe gab es leider zuletzt häufiger: 2017 warb ein AfD-Kreisverband für die eigene Partei mit einem Zitat aus einem Flugblatt der Weißen Rose für sich und verband dies mit der Behauptung: „Sophie Scholl würde AfD wählen“. 2020 – viele werden sich erinnern – verglich eine „Jana aus Kassel“ ihren Protest gegen die Corona-Politik der Bundesregierung mit Sophie Scholl. Die Aufgabe von Forschung und Lehre muss deswegen sein, falsche Unterstellungen zurechtzurücken und die dramatischen Unterschiede in den Rahmenbedingungen zu unterstreichen, die solche Gleichsetzungen und Vereinnahmungen so unerträglich machen.

Dieses Postulat bezieht sich keineswegs nur auf die Weiße Rose. Die Vergangenheit wird heute auch anderswo einmal mehr zur Waffe. So zeigt sich die Wirkmacht erfundener Geschichte in unserer Zeit besonders deutlich in Putins Russland. Dort dient ein aggressiv-revisionistisches Geschichtsbild dazu, einen Angriffskrieg zu legitimieren, wenn der Präsident die angeblich ewige historische Zugehörigkeit der Ukraine und anderer Staaten zur *Русский мир*, zur russischen Welt, als Grund für den Überfall ausgibt.

Mehrere der Flugblätter der Weißen Rose enthalten demgegenüber die Aufforderung, sich nicht von verfälschten Geschichtsbildern und tagespolitischen Verdrehungen täuschen zu lassen, etwa wenn es im vierten Flugblatt heißt: „Jedes Wort, das aus Hitlers Munde kommt, ist Lüge. Wenn er Frieden sagt, meint er den Krieg“. Im fünften liest man: „Glaubt nicht der nationalsozialistischen Propaganda“. Insofern verpflichtet das Gedächtnis der Weißen Rose nicht nur dazu, die Erinnerung aufrechtzuerhalten, sondern die Grenzen des Diskursraums abzustecken: Abwegiges als solches zu markieren oder wenn nötig auch juristisch zu verfolgen. In dieser Frage muss uns die Weiße Rose Inspiration sein. Sie erinnert uns darüber hinaus an ein historisch mühsam errungenes Privileg: Dass es nämlich in unserer freiheitlich-demokratischen Gesellschaft so unendlich viel einfacher ist, solchen Verfälschungen entgegenzutreten, als es für die Gruppe damals war.

Zweitens lohnt es sich, unser Bild der Weißen Rose transnational und global zu erweitern. Das verweist darauf, dass die Forschung stets neue Fragen stellt und zu neuen Erkenntnissen kommt – was nicht nur für Medizin und Informatik gilt, sondern eben auch für die Geschichtswissenschaft und selbst für ein so gut erforschtes Thema wie die Geschichte der Weißen Rose. So sehr das Vergangene vergangen ist, ändert sich doch immer wieder unser Blick darauf. Für die Weiße Rose fällt auf, dass ihre Geschichte bislang weitestgehend im Rahmen der deutschen Geschichte erzählt und gedeutet wurde. Das gilt für Forschung und öffentliches Gedenken gleichermaßen.

Sicherlich, für diese Sicht, die Weiße Rose als lokales Ereignis im nationalen Rahmen zu sehen, finden sich gute Gründe: Unsere Universität war der Kristallisationspunkt der Freundes- und Widerstandsgruppe. In München malte die Gruppe im Februar 1943 Freiheitsparolen an Mauern und Wände. Ihre Flugblätter verteilte sie ebenfalls in unserer Stadt und verschickte und verteilte sie von hier aus in andere Orte des damaligen Deutschen Reichs, etwa nach Stuttgart, Hamburg, Linz und Wien, während sie an diesen Orten zugleich den Kontakt zu ähnlich Denkenden suchte. Alle Texte der Gruppe waren auf Deutsch verfasst. Das fünfte Flugblatt richtete sich explizit als „Aufruf an alle Deutsche“. Kein Wunder also, dass seit 1945 Forschung und Öffentlichkeit die Geschichte der Weißen Rose als Teil der deutschen Geschichte gedeutet haben.

Daneben gibt es jedoch eine transnational-globale Dimension, der sich die Forschung erst seit Kurzem zuwendet und die in einer postmigratorischen Gesellschaft mehr Aufmerksamkeit verdient. Hans Scholl verschlang nicht nur die Werke von Stefan George und Thomas Mann. In den gedanklichen Landschaften, in denen er sich bewegte, waren christlich-philosophische Denker wie Paul Claudel oder Søren Kierkegaard zentrale Wegmarken. Für die Weiße Rose spielte außerdem, über Theodor Haecker und Carl Muth vermittelt, eine aus Frankreich kommende katholische Reformliteratur eine herausgehobene Bedeutung, besonders die Werke von Jacques Maritain. Weit über die deutschen Grenzen hinaus reichten zudem die Kriegserfahrungen von Hans Scholl, Alexander Schmorell, Christoph Probst oder Willi Graf, etwa in Frankreich, Belgien, Jugoslawien und der Sowjetunion. Erinnerung sei daran, dass Schmorell in Orenburg im Ural geboren wurde und sich im Kriegsverlauf immer stärker mit der Kultur seiner russischen Mutter identifizierte. Russland wurde für ihn ein Raum, auf den er seine Sehnsucht nach Freiheit projizierte. Aber nicht nur er suchte intensiven Kontakt zur russischen Zivilbevölkerung und verstieß damit gegen militärische Vorschriften. Hans Scholls Briefe sind voll von seinen Russland-Eindrücken, etwa wenn er im Oktober 1942 an seine Eltern schrieb: „Ich wundere mich täglich aufs neue über die Schönheit Rußlands. Ich glaube, daß mich oft eine große

Sehnsucht ergreifen wird, wenn ich erst wieder in Deutschland bin.“ Seit 2012 wird Schmorell als Heiliger der russisch-orthodoxen Kirche verehrt. Oder, als ein anderes Beispiel für die grenzübergreifende Dimension: Zum Jahreswechsel 1942/43 versuchte sich die Weiße Rose nicht nur in Deutschland stärker zu vernetzen, sondern auch Kontakte zum antifaschistischen Widerstand in Italien aufzubauen – sie flog jedoch auf, bevor es dazu kam.

Diese Punkte sind in der Spezialliteratur relativ bekannt. Andere Fragen wurden dagegen bisher kaum beachtet oder blieben unerforscht. Während sich die Flugblätter der Weißen Rose insgesamt auf den christlich-humanistischen Bildungskanon bezogen, ging bereits das zweite Flugblatt deutlich weiter und endete mit zwei langen Zitaten des chinesischen Philosophen Lao-tse. Das zeigt nicht nur die Weite des Denk- und Bildungshorizonts von Hans Scholl und Alexander Schmorell als den Verfassern. Darüber hinaus, so meine Hypothese, sollte das Flugblatt so das Universale des eigenen Geltungsanspruchs unterstreichen: Lao-tse unterscheidet in den beiden Textpassagen ganz grundsätzlich gute von schlechten Formen des Regierens. Insofern hatte diese globale Referenz die Aufgabe, der eigenen Position zusätzliche Autorität und Legitimität zu geben. Die in Deutschland damals kaum bekannten Zitate wirkten außerdem innerhalb des musisch und philosophisch-religiös interessierten Freundeskreises als ein kultureller Code. Traute Lafrenz, die zeitweise Freundin Hans Scholls, wusste zunächst nichts von der Flugblattaktion. Nicht zuletzt angesichts des ihr bekannten Lao-tse-Zitats kam sie zu dem Schluss, „dass das Blatt von ‚uns‘ verfasst sein musste“; das heißt aus ihrem Freundeskreis. Sie sprach mit Hans und schloss sich dem Widerstand an. Angesichts der Notwendigkeit zur Geheimhaltung ihrer Aktionen war solches Geheimwissen unabdingbar – und für die Weiße Rose gilt, dass dieses deutliche transnational-globale Bezüge enthielt.

Weitere Beispiele weisen ebenfalls über den deutschen Tellerrand und noch dazu über 1945 weit hinaus. Zu den Studierenden Kurt Hubers gehörten etwa der Koreaner Mirok Li und die in Russland geborene, britische Philosophin Josephine Pasternak, die Schwester von Boris Pasternak. Auf je eigene Art trugen sie das Vermächtnis der Weißen Rose in die weite Welt. Die Rolle, die der Gruppe heute etwa in Korea zugeschrieben wird, lässt sich ohne Mirok Li kaum verstehen. Seine sterblichen Überreste wurden erst vor zwei Monaten von Gräfelfing, wo er 1938 ein Nachbar und Freund Hubers wurde, nach Südkorea überführt. Das zeigt, wie sehr diese Geschichte in die Gegenwart hineinragt. Unbestritten ist daneben etwa die zentrale Rolle, die Inge Aicher-Scholl, die Schwester von Sophie und Hans, nach 1945 für die Erinnerung an die Weiße Rose in Deutschland spielte. Über die internationale Rezeption ihres 1952 erstmals und insgesamt in über ein Dutzend Sprachen erschienenen Bestsellers wissen wir dagegen deutlich weniger, und dasselbe gilt für die genauen Hintergründe der Verbreitung der Flugblätter ab Sommer 1943 durch die Royal Air Force, die immerhin fünf Millionen Exemplare über Nord- und Westdeutschland abwarf. Zum Vergleich: Die Weiße Rose selbst produzierte eine Gesamtauflage von ca. 15.000 Stück. Auch über die sowjetischen Flugblätter, die sich auf die Weiße Rose beziehen, wissen wir relativ wenig.

Was ich mit diesen Beispielen sagen will: Die Kreise, welche die Weiße Rose in der NS-Zeit zogen, wiesen weit über Deutschland hinaus. Mehr noch gilt dies für ihr Nachleben. Die Weiße Rose verflocht Gesellschaften und Zeiten. Diese transnationale und tendenziell globale Dimension verweist auf den universalistischen Gehalt ihrer Texte. Bezüge und Erfahrungen jenseits Deutschlands erweisen sich als prägend, sie

erhöhten den Handlungsdruck und halfen, diesen zu rechtfertigen. Zugleich wirkt ihre Geschichte bis heute global weiter. Diese bislang kaum erforschte und öffentlich diskutierte Dimension verdient in einer postmigrantischen Gesellschaft wie der unseren mehr Beachtung. Denn sie zeigt, wie eine scheinbar lokale und im nationalen Kontext agierende Gruppe in grenzübergreifende Zusammenhänge eingebunden war – eine transnationale Konstellation, die der Lebenswelt vieler Menschen heute mehr entspricht als eine Geschichte, die in rein nationalen Bahnen erzählt wird. Zugleich müssen wir in der deutschen Erinnerungskultur mehr Raum schaffen für Erfahrungen, die Menschen anderswo gemacht haben – in postkolonialen und anderen Kontexten, die sich nicht unbedingt aus der deutschen Geschichte erschließen.

Drittens – und diese Bemerkung erscheint mir an einer Universität – an ihrer und unserer Universität! – besonders wichtig: Machen wir es uns nicht zu einfach! Denn was ist Universität? Ein Ort des Lernens, des Lehrens und des Forschens. Heute Abend auch ein Ort des Gedenkens. Universität muss jedoch immer auch darauf zielen, Denkräume zu erweitern und umzubauen. Uns aus unseren Komfortzonen zu locken; ja, Zumutung zu sein. Sie muss das Abwegige erwägen und das scheinbar Unverständliche zu erklären suchen. Sie muss, um es mit einem Einstein zugeschriebenen Bonmot zu sagen, „die Dinge so einfach wie möglich machen. Aber nicht einfacher.“ Oder, in den Worten der Anglistin Julika Griem: sie muss zärtlich überfordern.

Was heißt das konkret? Dass wir historische Differenzierung aushalten sollten und müssen. Die Geschichte dieser Widerstandsgruppe – und damit pars pro toto die Vergangenheit – darf nicht zu leicht konsumierbaren Häppchen für die gesellschaftlichen Bedürfnisse der Gegenwart verkommen. Geschichte ist immer sperrig; will man ihr gerecht werden, muss auch von den Ecken und Kanten die Rede sein. Dagegen ist heute in der öffentlichen Debatte der Bedarf nach allzu einfachen Identifikationsangeboten groß. Diese aber werden der Geschichte nicht gerecht. Und, schlimmer noch: Sie bieten auch keine wirkliche Orientierung für die Herausforderungen von Gegenwart und Zukunft.

Wir leben in einer Zeit, in der die Parallelen zu den frühen 1930er Jahren häufig beschworen und als Mahnung für unsere eigene Zeit gesehen werden. Auch daraus rührt das Interesse an der Geschichte des Widerstands. Mein Punkt jedoch ist eben: Machen wir es uns nicht zu leicht! Dieser Satz hat Implikationen in Bezug auf die Vergangenheit wie auf die Zukunft.

Zunächst zur Dimension des Vergangenen. Ich hatte bereits darauf verwiesen, dass einige aus dem Kreis der Weißen Rose in jungen Jahren vom Nationalsozialismus fasziniert waren. In einem ehrenden Gedenken der Gruppe muss Raum für den Hinweis sein, dass Manche völkischen Ideen anhängen oder für die Wiedererrichtung einer Monarchie plädierten. Auch mit jenem „vernünftigen Sozialismus“, für den das fünfte Flugblatt plädierte, wird sich heute nicht jede und jeder identifizieren. Machen wir uns also die Geschichte nicht allzu einfach!

Der französische Historiker François Hartog warnt in Bezug auf das heutige Geschichtsbewusstsein zu Recht vor dem, was er historischen Präsentismus nennt. Danach stülpen wir allzu häufig die Denk- und Handlungsnormen unserer Gegenwart über das Vergangene und ignorieren dessen Andersartigkeit. Wir müssen der Versuchung entkommen, die Vergangenheit zu einer Echokammer gegenwärtiger

Gefühlswelten und Wertvorstellungen zu reduzieren. Das Vergangene ist weder ein einfacher Spiegel der Gegenwart noch eine Datenbank mit sauber sortierten Geschichtslektionen! Oder, um Aleida Assmann zu zitieren: „Ohne ein Gefühl für die Alterität der Vergangenheit könnten wir kein historisches Bewusstsein entwickeln, sondern lebten in einer ewigen Gegenwart.“

Ein aktuelles Beispiel in diesem Zusammenhang ist ein Projekt, dessen grundsätzliche Intention mir überaus sympathisch und wichtig erscheint: die Idee, die Geschichte der Weißen Rose einer jungen Generation über die sozialen Medien nahezubringen. Viele von Ihnen werden von @ichbinsophiescholl gehört haben, einem Instagram-Kanal, der – so die offizielle Bewerbung – „User*innen hautnah, emotional und in nachempfunderer Echtzeit an den letzten zehn Monaten“ der Widerstandskämpferin teilhaben lässt. Zu seiner Hochzeit hatte das Projekt aus dem Jahr 2022/23 fast eine Million Follower. Dass die Frauen und Männer der Weißen Rose hier lupenreines Hochdeutsch sprechen, kann man unter künstlerischer Freiheit verbuchen. Dass aber etwa das Religiöse, das Leben und Handeln der wirklichen Sophie Scholl und anderer aus der Gruppe so sehr prägte, in den Hintergrund tritt, hat wenig mit der Geschichte zu tun. Es erinnert eher an gegenwärtige Hoffnungen auf Reichweite und den Versuch, eine konsumierbare Vergangenheit für die Gegenwart zur Verfügung zu stellen.

Um nicht missverstanden zu werden: *Social Media* kann durchaus eine wichtige Rolle bei der Geschichtsvermittlung spielen, zumal sich die Gen Z laut Umfragen mehr für die NS-Zeit interessiert als ihre Eltern. Ich glaube nur, dass wir trotz guter Intentionen und Ansätze mehr Platz für historische Differenzierung schaffen müssen – und allgemeiner für Alterität jenseits des heute leicht Eingängigen. Unsere Wirklichkeit ist komplex – wieso sollten wir uns also mit Deutungen zufriedengeben, die uns vorgaukeln, die Dinge wären einfach? Sicherlich, viele sind gegenwärtig von dem, was manche Überoptionalität nennen, überfordert, d.h. dass sich die Wahlmöglichkeiten ins schier Unendliche potenziert haben. Wir täten der Geschichte aber unrecht, wenn wir glaubten, sie sei weniger komplex gewesen. Gerade der Mangel an Freiheit in der NS-Diktatur konfrontierte Menschen dauernd mit der Frage, wie sie sich verhalten sollten. Unterschreibe ich den Brief mit „Heil Hitler“? „Mit deutschem Gruß“? „Hochachtungsvoll“? Was ziehe ich an, wenn ich auf die Straße gehe? Melde ich die abfällige Äußerung des Nachbarn über das Regime? Die Liste ließe sich beliebig verlängern, und im Gegensatz zu vielen Entscheidungen, die wir heute treffen, konnten jene damals über Leben und Tod entschieden. Dagegen hat vieles, was wir tun, deutlich weniger Implikationen. Dieses Privileg der Gegenwart ist nicht nur Ansporn, es zu verteidigen, sondern die Komplexität der Geschichte anzuerkennen.

Wir schulden die Differenzierung aber nicht nur der Vergangenheit. Wenn wir die Geschichte allzu direkt auf die Gegenwart beziehen, macht uns das blind für das, was an Gegenwart und möglicher Zukunft neu und anders ist. Karl Marx sagte einmal, dass sich „alle großen weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen ... zweimal ereignen ...: das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce“. Die Tragödie hatten wir bereits. Wir dürfen aber auf die Farce nicht hoffen. So gut uns das Marx'sche Bonmot gefallen mag, ist die Geschichte immer auch anders und liefert in manchen Fragen gerade keine Leitplanken für das Kommende. Anders gesagt: Geschichte kann Einsichten bieten. Sie ist aber kein Spiegel, der uns durch die Vergangenheit eine mögliche Zukunft sehen lässt – auch wenn in der Gegenwart häufig davon die Rede ist, dass die Lage heute jener der frühen 1930er Jahre ähnele und die Zukunft drohe, das eigentlich überwunden Geglaubte zurückzubringen. Historische Analogien führen aber leicht auch dazu, das je

Neue zu übersehen. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch: Dadurch erscheinen die Bedrohungen der Demokratie nicht kleiner, sondern anders.

Um ein historisches Beispiel zu geben: Monate nach der Machtübertragung an Hitler glaubten Teile der SPD noch, die Lage ähnele der Phase des Sozialistengesetzes im Kaiserreich. Damals war die Partei zwar massiven Repressionen wie etwa Versammlungsverboten ausgesetzt gewesen, sie hatte aber im Parlament weiterarbeiten können und war letztlich gestärkt aus der Unterdrückung hervorgegangen. Was ab Sommer 1933 folgte, sprengte diesen Erwartungshorizont. Allgemein sind Gegenwart und Zukunft nie durch die Vergangenheit determiniert.

Sosehr wir die historische Verankerung brauchen, sosehr muss unser Blick frei bleiben für die Andersartigkeit sowohl des Vergangenen ebenso wie möglicher Zukünfte. Aus dem Mund eines Historikers mag das überraschend klingen. Lassen sie mich Ihnen deswegen auch in Bezug auf die Zukunftsdimension ein Beispiel geben: Die Veränderungen unserer Kommunikation durch die digitale Revolution, durch Internet, *Social Media* und KI, sind so groß, dass die Angst vor einem erneuten 1933 die Neuartigkeit mancher der aktuellen Gefährdungen eher überblendet als sichtbar macht. Sicherlich, Phänomene wie *fake news* gab es schon immer. Aber die neuen Möglichkeiten, etwa Auftritte einer Person des Gegenlagers täuschend echt zu imitieren, sind so umfassend wie nie. Während Überwachung und Bespitzelung in der NS-Zeit erschreckend weit gingen, übersteigt das heute technisch Mögliche das damals politisch Realisierte um ein Vielfaches.

Um zum Schluss zu kommen: Gerade hier an der LMU sind wir weiterhin der Geschichte der Weißen Rose ganz besonders verpflichtet. Wir müssen sie aber immer wieder neu für uns denken, sie für uns aktualisieren, ohne ihr dabei Gewalt anzutun. In einer Welt der Singularitäten ist es das Universale ihres Denkens, das zu uns spricht – gerade, weil es für Pluralismus steht, der nicht mit Partikularismus zu verwechseln ist. Zugleich hilft es uns nicht, wenn wir uns, wie die Feinde der Demokratie, die Geschichte zu leicht machen. Demut vor der Vergangenheit heißt, auch das Kantige anzuerkennen. Das sollten wir übrigens auch aus Demut vor der Zukunft, die sich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit an Manchem reiben wird, was wir heute für richtig und unhintergebar halten. In diesem anspruchsvollen Sinne bietet die Weiße Rose Orientierung und Ansporn, gerade angesichts der vielfachen Gefährdungen der Freiheit in unserer Zeit. Zugleich darf unser Blick nicht in der Vergangenheit gefangen bleiben. Vielmehr kann, um es mit Nietzsche zu formulieren, „ein Übermaß der Historie“ durchaus von Schaden sein. Die Weiße Rose steht für die Sehnsucht nach Freiheit, für die Kraft kritischen Denkens und den Mut zu handeln. Dieser Mut, sich der Zumutung des freien Verstandes zu unterziehen, ist das Beste, was Universität hervorbringen kann. Es ist das bleibende Erbe, das uns mit der Weißen Rose verbindet und dem wir uns verpflichtet fühlen sollten, ja, müssen!